

# Das Hindernis

Stylge von Leo am Brühl.

Mitten in der Nacht erwachte Arnold, und sofort setzte sich die Maschine des Denkens in Bewegung. — „Alte!“

„Alte?“ — Natürlich. Maria hatte ihre Uhr verloren, die kleine, feine, zierliche und kostbare Armbanduhr.

Maria! Ob sie schlief? — Ob sie wachte und auch an die verlorene Uhr dachte? Sicherlich nicht, Maria würde ruhig und traumlos schlafen; sie war jung und sorglos und nie bekümmert, vielleicht ein wenig — leicht, zu leicht. Konnte man in einen Menschen hineinschauen? In eine Frau?

Ja, behüten mußte man Maria, gut hüten, denn — so kindhaft sie war — sie kannte ihre Macht, die aus der Schönheit ihrer Jugend in die Welt der Männer wuchs.

Ungerecht war es schon, wenn die Männer sich umwandten nach dem frischen und doch feinen Kindergesicht Marias, das aus dem Rahmen des sprühenden, mattblonden Haares herausleuchtete. — Ob Maria schlief?

Arnold horchte in die Stille hinein, hinüber nach ihr. Eine gebaute und gespannte Minute lang. — Horchte.

War denn sein eigener Pulsschlag so laut, daß er den leisen Atemgang der Schlafenden überhörte? —

Die Hand suchte, mechanisch und doch mit einer Vorwitz, die schon Bestimmung war. Arnold tastete zur Seite und — erschrocken. Mühsam nur gelang es ihm, den Arm hoch zu drücken, den Drehknopf der Tischlampe zu fassen.

Mattes Licht scholl in den Raum. Arnold sah, daß Marias Bett verlassen war. . . .

Das fremde Zimmer, kühl und nur zweckhaft ausgestattet, schien aus der halben Peltz herausgehoben, leer die Sessel und Stühle, die Spiegel ohne Bild.

Wo war Maria? — Mitternacht mochte gerade vorüber sein. — Wo war Maria? Sie hatte sich fortgeschlichen, lautlos.

Arnold sprang auf dem Teppich. Sein Kopf lag in einer eisernen Fessel, in einer Felle, die ein Teufel zuschraubte. Er purte seinen Rücken feucht, wie er sich nun notdürftig ankleidete und ein paar Schritte in das fremde Zimmer tat.

Erinnerungen wirbelten in ihm auf, hunderte kleine und kleinliche Beobachtungen der Wochen und Monate, jede einzelne ein nichtiges Nichts, in dieser Minute aber, zusammengesamt, eine endlose, festverriegelte Kette, die sich verschlang und zum unentwirrbaren, bunten Knäuel ward.

Zweifel — Und eine Flamme dann: Eifersucht!

Hatte nicht der junge Mensch am Nebentisch, heute abend noch, Maria angestarrt wie ein Wunder?

Wenn nun Maria zu ihm, zu diesem Jungen . . . ?

Unmöglich das! Und doch. Nein. Und doch, doch!

Arnold stieß die Tür auf und stand in dem Flur, der zur Nacht nur von einer rötlichen Ampel düster in Dämmerlicht gehalten wurde. Er rüß sich zusammen, straffte sich, redete den Kopf und blidete sich um. Die Augen schmerzten, als rieben sie sich in einem sandigen Lager.

Der dritte Gang, mit einem dichten Kofosdäuser bedeckt, endigte hier. Arnolds Zimmer war das letzte. Nur seiner Tür gegenüber befand sich noch ein Eingang, in dem sich am vergangenen Nachmittag — genau erinnerte sich Arnold — ein älterer, schon weißhaariger Hotelgast gezeigt hatte.

Nach vorn aber, in der Richtung der anderen Zimmer und weiter in der Richtung nach dem parkähnlichen Hotelgarten, war der Flur von einer Zwischentür zerschnitten, welche die rückwärts gelegenen Räume — heute Arnolds Zimmer also und die bes gegenüber wohnenden Dreifles — zu einer Gesamtwohnung für eine Familie abschloß.

Durch diese Zwischentür mußte Maria gegangen sein, wohin ihr Fun sie auch trieb. Hinter dieser Tür aber lagen taufend Möglichkeiten, tausend Vermutungen, die unausdenkbar schienen und die Arnold trotzdem überdachte.

Arnold griff das Messing der Klinke, drehte die Faust, drückte. Widerstand!

Ein zweiter Versuch, ein dritter. Umsonst.

Arnolds Hand sank kraftlos herab.

Die Tür war verschlossen.

Das also ist Maria! — Diesen Plan schmiedete Maria. Sich fortstehlen, leise, leise. Schleichend, millimeterweise einen Schlüssel im Schloß drehen, ihn rechtzeitig anhalten, damit nicht hart die Feder zurückschnellt, die Zimmertür öffnen, Rud um Rud, und sie behutsam wieder schließen, dann weiter huschen

über den biden Läufer, hinaus durch die Flurtür! — Das also ist Maria.

Was hatte sie gedacht? Der Dumme, der Schläfer, mag er selbst erwachen, mag er mich vermissen, mag er toben und sich zerfleischen in Schmerz und Wut. Bis hierher kommt er, weiter nicht. Denn ich schließe ihn ein, sperre ihn in ein Gefängnis, während ich meiner Begierde folge. Er wird mich nicht suchen können und nicht finden. Kein Beweis gelangt in seine Hand, daß ich Ungutes tat. — So hatte Maria wohl gedacht, die Tarte mit dem Kindergesicht.

War denn diese verschlossene Tür nicht Beweis genug? Sperrte man gerade und belle Wege?

Noch einmal griff Arnold das Hindernis an, stemmte sich dagegen, das Holz zu zerbrechen, den Verschluss zu zertraben, die Scharniere zu sprengen. Mit beiden Händen sah er zu, prehte die Schulter gegen den Wall, der ihn von seiner Schande trennte, stieß und rüttelte, polierte und rang sich tiefer noch hinein in Wut und Eifersucht.

Was kümmerten ihn die Menschen, die ringsum schliefen? Es gab Grenzen der Rücksicht. Mochte der Lärm die Gäste wecken, mochte er den Flur aufwühlen in erregtester Entrüstung, die Tür mußte nachgeben, um . . .

Um —? Um nichts. Denn war dies Hindernis beseitigt, dann täten sich Fragen auf, die unlosbar waren.

Oh Arnold stürzte es, schwer und schütternd ging sein Atem, in Wachen rann ihm Feuchte von der Stirn. Er warf sich gegen die Tür, schleuderte das Gewicht seines Körpers mit der Gewalt seiner Wut dagegen, trat gegen die Füllungen, hämmerte mit wunden Fäusten. — Das Hindernis wich nicht.

Jorn brodelte in dem Rasenden und stieg zu Besessenheit. Hier, fünf Schritte ging er zurück, um noch einmal gegen die Eisenbretter anzurennen, einem Almosdäuser vergleichbar.

Da, als er ansah zu diesem irrsinnigen Sprung, der ihm das Leben gefährdet hätte — da öffnete sich unvermittelt das Zimmer, in dem jener alte Herr wohnte. Ruhig, kaum mit einem Anflug von Unwillen, fragte eine brüchige Stimme: „Was bedeutet der Lärm?“ Und sie fuhr nach kurzer Pause fort, beschwichtigend statt ärgerlich: „Kann ich Ihnen irgendwie behilflich sein?“

Arnold, verkrallt in Grimm und ohnmächtige Eifersucht, begriff nicht das Ungewöhnliche seiner Lage, blickt nun an die Grenze des Lächerlichen gerückt. Er antwortete wie ein Schüler: „Die Zwischentür ist von außen abgeriegelt.“

„So?“ sagte der alte Herr und schlurste in langem Schlafrock, eine lebendige Wilhelm-Busch-Figur, zwischen Arnold und sein Hindernis. Arnold jedoch, als müsse er die Richtigkeit seiner Behauptung am Objekt beweisen, sprang vor, schlug noch einmal die Hände um die Messingklinke und stieß nach vorn, die Zähne tierhaft gebiebt, vor den Augen wirbelnde Funkenkreise. „Entschuldigen Sie,“ hörte er dicht an seinem Ohr die Stimme des freundlichen Nachbarn. „Entschuldigen Sie! — Sie werden so die Tür nie öffnen können, denn sie geht nach innen auf. Sie müssen ziehen!“

Arnold, das Gefühl eines kalten Wasserstrahls im Genid, — zog.

Die Tür ging auf! Und hinter der Tür stand Maria, weiß wie ein Tauchentuch. „Du?“ fragte sie entgeistert. „Du bist es, der wie wahnsinnig gegen die Tür anrennt? Ich stehe seit einer halben Minute hier und zittere, weil ich glaube, der Herr von nebenan sei irrsinnig geworden.“

Arnold fuhr herum, aber der Nachbar war schon in seinem Zimmer verschwunden. „Wo warst du?“ leuchtete heller der Eifersüchtige.

„Ich?“ sagte Maria und lächelte nun unburchdringlich. „Ich konnte nicht schlafen wegen der Uhr, die ich gestern verlor. Ich stand leise auf, um sie im Garten zu suchen, unter den Bänken, auf denen ich gelesen habe, unter der Pflanzkiste, in der ich schaufelte. Und, Liebling, ich habe sie gefunden. — Sieh!“

Arnold schaute nicht hin, sondern wandte sich kurz um, — tief plötzlich fort wie ein ertappter Knabe und verschwand im Badezimmer.

Langsam folgte Maria. Ihr Lächeln war unergründlich und blieb um ihre Lippen, bis sie einschlief.

Arnold aber ist unsicherer denn je, weil Eifersucht unheilbar bleibt.

„Na, hier sind hundert Dollar, Mac! Wo fünf Flaschen Whisky im Laufe des Nachmittags.“ — „Alte! Doch, wird gemacht.“

Fünf Minuten später fuhr das Auto Mac O'Briens, des Schnapschmugglers, unter Aufsicht aller Geschwindigkeitsbeschränkungen der Stadt zu. Dort hielt er vor dem Gerichtshaus. Mac stieg aus. Da er eine bekannte und beliebte Persönlichkeit war, nicht er Gröhe nach rechts und links. Dann winkte er einen der herumstehenden Wärter herbei und fragte: „Ist Tommie Jones schon abgeurteilt?“

„Im Augenblick donnert ihn Ehrwürden Carroll noch an.“ erwiderte der Gefängnisbeamte lächelnd und ließ einen Silberdollar in die Tasche gleiten, „aber hören Sie selbst, Mac!“

Aus der geöffneten Tür des Gerichtszimmers erscholl die sonore Stimme des Richters: — unverantwortliche Elemente — Aufsicht aller bestehenden Gesetze, — Korruption des öffentlichen Lebens — ein Exempel zu statuieren! Ich hoffe, Jones, daß Sie trotz Ihrer verwerflichen, sogenannten Geschäfte nicht in der Lage sind, die Bargebühne zu erlegen, und daß Sie Ihre Strafe mit Zwangsarbeit an der Landstraße abarbeiten müssen.“

Mac schob sich in den Richtersaal und setzte sich hinter die Anklagebank, auf der Jones ziemlich zerknirsch hochte. Als Carroll einen Augenblick Atem schöpfte und sich den Schwelch von der Stirn wischte, glitt unversehens ein Briefumschlag neben dem Angeklagten nieder, den dieser blickend ergriff.

Der Richter überflog noch einmal mit einem Blick die vor ihm stehende, schäbig gekleidete Gestalt und fuhr fort: „So verurteile ich Sie trotz meines Amtes zu hundert Dollar Geldstrafe oder einem Monat Zwangsarbeit. Angeklagter, bekennen Sie sich Schuldig und nehmen die Strafe an?“

Der Angeordnete erhob sich, drehte unentschlossen einen aufgerissenen Briefumschlag in seinen Händen und sagte dann heiser: „Schuldig, Euer Ehrwürden! Strafe angenommen.“

„Ist abzuführen!“ wollte Carroll heraus schmettern, als der Angeklagte den Umschlag überreichte. Kopfstüttelnd entnahm ihm der alte Herr zwei fünfzigdollarmoten, um sie dem Sekretär und Kassierer am Nebentisch zu geben.

Dann wurden seine Augen starr vor Erstaunen. Der eine Schein trug eine Zahl? Richter Carroll nahm seine Brille ab, putzte sie umständlich und setzte sie wieder auf. Die Zahl blieb dieselbe, — es war das Datum seines eigenen Hochzeitstages!

Carroll blickte sich auf die Lippen. Er hatte in seinem Beruf, wo es not tat, Schweigen gelernt. Mochte Mabel ihre Ideale behalten. Der Richter lächelte in sich hinein. Wie klein die Welt war! Es hatte keine vierundzwanzig Stunden gedauert, um den Schein wiederzufinden! Und doch: Geschwindigkeit war keine Peperlei!

# Das Frauenideal der japanischen Malerei

Von Dr. Kurt Bernwald

„Wacht Ihr Europäer nur immer die eine Hälfte Eures Gesichtes?“ lautete die erstaunte Frage der chinesischen Maler, als ihnen vor einigen Jahrhunderten die Jesuiten erstmalig abendländische Bildnisse vor Augen führten. Die Verteilung von Licht und Schatten war den Söhnen des Fernen Ostens etwas ganz Neues. Natürlich hat sich inzwischen in der chinesischen und der japanischen Kunst der europäische Einfluß geltend gemacht, mit dem Ergebnis, daß sich neben der alt am Traditionellen hängenden eine moderne Richtung herausgebildet, die aber gerade in der letzten Zeit infolge des besonders in China immer bewußter zu Tage tretenden Nationalgefühls der Ostasiaten kaum an Boden gewinnen konnte. Der eigentliche Grund für die ins Auge fallende Gegenüberstellung abendländischer und fernöstlicher Kunst liegt selbstverständlich tiefer, in der Malerei vor allem darin, daß man im Orient den Menschen als den wesentlichen Gegenstand bildlicher Darstellung betrachtet, während dem Chinesen die Landschaft als höchstes und ausdrucksvollstes Symbol des Weltganzen gilt, von dem der Mensch lediglich einen Teil bildet.

Obwohl die Bildnismalerei des Fernen Ostens auf ein ehrwürdigeres Alter zurückblickt als die des Abendlandes, finden wir in ihr erst in neuerer Zeit Darstellungen schöner Frauen. Einen besonderen Anreiz bot den Meistern des Orients die schönheits-trunkene Welt der griechischen Mythologie, vor allem die Gestalt der Aphrodite. Die japanische Schönheitsgöttin mit dem Attribut der Kirschblüte, die Verkörperung der Keuschheit, vor deren Angesicht jeder Gedanke an irdische Liebe als fremd erscheint, vermochte den darstellenden Künstlern einen nicht annähernd so starken Impuls zu verleihen. Als unter dem Einfluß der Lehren Buddhas und Konfuzes die Weltung der Frau auf ein Minimum herab sank, kamen weibliche Gestalten für die darstellenden Künstler vollends überhaupt nicht mehr in Frage.

Erst unter der im 17. Jahrhundert zur Macht gelangenden Tokugawa-Dynastie beginnt sich die japanische Malerei mit der Darstellung schöner Frauen zu beschäftigen. In diesen Bildnissen erscheint die weibliche Schönheit in mannigfaltigster Gestalt, als Verkörperung der Keuschheit und der Sinnenfreude, der Jugend und der Reife, als Madonna und als Weibsteufel.

Recht bemerkenswert ist, was einer der bestkennnten japanischen Maler der Gegenwart, Kipofata Kaburagi, in einer japanischen Zeitung über das heutige Schönheitsideal seines Landes sagt:

„Eines der wichtigsten, noch nicht allgemein anerkannten Elemente der weiblichen Schönheit ist die der Gesundheit. . . . Ihr Anblick ist immer erfreulich. . . . Sie ist besonders dem jungen Mädchen eigen. . . . Zu ihr gestellt sich die Schönheit der Mutterschaft. . . . Die Darstellung der gesunden Frauen-Schönheit ist die Hauptaufgabe für das Schaffen des Frauenmalers. Jede Schönheit anderer Art bedeutet nur eine Seitenallee oder eine enge Nebengasse. Es muß in den Städten alle drei Arten dieser Wege geben. Aber wenn ich in einer Seitenallee wohne, werde ich mich stets bemühen, nicht den Blick auf die Hauptstraße zu verlieren.“

Zwar ist dem Ostasiaten „das Bildnis einer schönen Frau der künstlerische Ausdruck des sinnlichen Verlangens“, doch tritt dies nach seiner Ansicht besser in der Literatur als in der bildenden Kunst, vor allem auf der Blümenwand, in die Erscheinung. „Es erhebt sich die erste Frage: Ist es erlaubt, die anatomische Seite der Liebe darzustellen? Bei dieser Frage liegt der Unterschied zwischen Kunst und Natur.“ — Der Maler (schöner Frauen baut seinen Tempel auf geschichtlichem Untergrund. . . . Vom moralischen Standpunkt gibt es keine Entschuldigung für obhohne Malerei. Nach dem Grundgesetz „L'art pour l'art“ können solche Darstellungen nicht als künstlerisch bezeichnet werden. . . .“

Aus der Tatsache, daß Kipofata Kaburagi seine Forderungen mit solchem Nachdruck erhebt, läßt sich unschwer erkennen, daß die Mehrzahl der japanischen Maler zur Zeit noch einem anderen Frauenideal huldigt. Es ist öpfflich schwächer als das des Abendlandes. Es begreift den Top der legitimen Liebe ein,

# Geschwindigkeit ist keine Hexerei!

Stylge von Frank Stoldt-Berlin

Richter Carroll sah mit seiner Frau auf der Terrasse seines Landhauses in Long Island City. Der alte Richter liebte diese Plauderstunde nach dem Abendessen, in der er sich täglich die Last und Sorge seines Berufes vom Herzen sprechen konnte. Dabei burfte er nach Herzgenuss rauchen, ohne die Hausordnung zu verletzen.

„Morgen habe ich wieder einen dieser Schnapschmuggler abzuurteilen, Gesetze. Die Übertretung der Gesetze nimmt überhand. Es wird Zeit, daß unter dem neuen Präsidenten mit diesem Unwesen ausgeräumt wird.“

Damit hatte Carroll seiner Gattin heute abend das Stichwort gegeben. Der Richter lächelte. Wie sich die gute Mabel für ihre Wahlpromaganda begeistern konnte! Freilich, als Vorsitzende der Frauengruppe der Republikanischen Partei im Staat hatte sie in dieser Zeit vor der Präsidentschaftswahl alle Hände voll zu tun. — Es würde wohl nicht lange dauern, dann schickten sie ihn selbst ins Staatsparlament. — Jetzt flog ein Schatten über sein Gesicht. Was sagte Mabel da?

„Um, als angelehener und wohlhabender Mann mußt du mich unterstützen! Schau, fast zweihunderttausig Dollar habe ich schon für den Wahlfonds zusammen. Aber dreihundert hat Mrs. Parker von der Demokratischen Partei! Wir wollen doch nicht zurückstehen, Jimmie? Denk dir nur, wenn wir unterliegen sollten und diesen Alfred Smith zum Präsidenten bekämen, der gegen die Prohibition ist!“

Carroll sog an seiner Zigarre und blies eine mächtige Rauchwolke vor sich hin. „Wieviel brauchst du denn, Mabel?“

„Mit fünfzig Dollar ist Hoover und mir gehoben,“ antwortete seine Frau flüchtig. Der alte Richter brumnte etwas, dann zog er die Brieftasche. Er war trotz seines weißen Haars noch ebenso in seine Frau verliebt wie während der unvergessenen Brautzeit vor dreißig Jahren.

„Mein letzter fünfzigdollarschein, Liebste“, leuchtete er, „und gerade den trage ich schon eine Woche bei mir. Sieh nur! Es fiel mir neulich auf, als ich ihn bekam, die Nummer des Scheins gibt Tag, Monat und Jahr unseres Hochzeitstages an. Müßt du ihn nun haben?“

Sie zögerte einen Augenblick. „Für den Zweck — ja, Jimmie, liebster.“

Ein herzlicher Kuß besiegelte das Zwiegespräch.

Am nächsten Vormittag besuchte Mrs. Carroll den Vorsitzenden des Republikanischen Wahlkomitees. John D. Mitchell, oder kurz John D., wie er sich gern nach dem Vorbild des alten Rockefeller nannte, empfing sie im Parteibüro. Er nahm die Spende der Frauen, die ihm überreicht wurde, mit Dank entgegen, dem er in bewegten Worten Ausdruck gab.

„Wir sind stolz auf unsere Frauen“ — der alte John D. war selbst Junggelei! — „Sie unterstützen mit Opfermut und Tatkraft die Sache einer neuen Regierung, die dem Recht und der Ordnung zum Siege verhelfen wird. Sie wissen selbst, Mrs. Carroll, wie es damit steht. Um nur ein Beispiel zu wählen, die Hauptzeit, mit der Verfassung gegen die Prohibitionsgeetze geandert werden! Gerade heraus — ein Standa! Wo, Mrs. Carroll, nochmals unseren besten Dank für Ihre hochherzige Spende im Namen des Wahlkomitees und der Partei. Und meinen Gruß an Ihren Gatten! Gebe der Himmel, wir hätten lauter so sittenstrenge und ehrenwerte Bürger.“

Mitchell begleitete Mrs. Carroll zur Tür, — man bekommt nicht täglich dreihundert Dollar geschenkt! Als das Auto der Dame um die nächste Straßenecke verschwunden war, trat John D. ins Parteibüro zurück, öffnete eine Seitentür und rief ins Nebenzimmer: „Mac! Du kommst wieder herein!“ Der eintretende Mann war unerkennbar irischen Ursprungs. Feuerrotes Haar glänzte über einem feinsten Gesicht. Blaue Augen blinzelten vergnügt zwischen festpöflichenen.

„Nun, Mr. Mitchell, Geld bekommen?“

„Ja, Mac, das kam zur rechten Zeit. Ich muß auf alle Fälle heute abend „Stoff“ haben für die Sitzung des Wahlkomitees. Kannst du mir fünf Flaschen Schottischen besorgen?“

Der bide Irlander schmunzelte. „Aber sicher! Vorrat ist noch genug da. Und auf diese Weise kann ich Jones auslösen, mehr als hundert Dollar Buße wird er wohl nicht bekommen. Mein Schatzmann, und so plump in die Falle zu geben!“